

XL-Leseprobe

Cataleya

Der Drache in dir

Fantasy

© by Jacqueline V. Droullier

1. Kapitel



Mein Blick fiel auf das zerknitterte Poster eines schwarzen, feuerspuckenden Ungeheuers auf der Innenseite meiner Spindtür. Seit meinem zehnten Lebensjahr glaubte ich nicht mehr an Drachen. Ich erinnerte mich an meine Enttäuschung, als meine Mama mir beizubringen versuchte, dass

alle Wesen aus meinen liebsten Geschichten nur eine Erfindung von irgendwelchen kreativen Köpfen waren. Seitdem hatte ich mich nicht mehr mit übernatürlichen Dingen auseinandergesetzt. Zwerge und Einhörner gerieten in Vergessenheit, wurden ersetzt durch die binomischen Formeln und Kafka. Das Poster blieb der einzige Beweis meiner abstrusen Hoffnung, dass es irgendwo doch noch mehr gab, als wir Menschen annahmen.

Ich tauschte meine Englisch- und Deutschlektüren gegen mein Mathebuch, schlug die Tür zu und ließ den Drachen in seinem dunklen Gefängnis zurück. Gehetzt irrte ich durch die weiß gestrichenen Korridore, die mich mehr an ein Krankenhaus erinnerten als an eine Schule, und sprintete bis zum Klassenraum. Kurz vor der Tür kam ich schlitternd zum Stehen. Ich atmete tief durch und versuchte, nicht ganz so laut zu schnaufen, bevor ich anklopfte und eintrat. Alle Blicke richteten sich auf mich.

Meine Lehrerin hob ihren Arm und schaute auf die Uhr an ihrem Handgelenk. Missbilligend runzelte sie die Stirn. »Zwölf Minuten zu spät«, fuhr sie mich herrisch an. »Nur weil du in der Oberstufe bist, gibt dir das noch lange nicht das Recht, meinen Unterricht zu versäumen. Oder gar zu kommen und zu gehen, wie es dir beliebt, Leya Martens. Wir sind hier schließlich nicht auf einem Basar!«

Als ich in einigen Gesichtern meiner Schulkameraden ein gehässiges Grinsen erkannte, schluckte ich schwer. »Entschuldigen Sie, Frau Lohrmann. Ich musste dringend für kleine Mädchen. Erdbeerwoche, Sie wissen schon«, murmelte ich leise eine Entschuldigung. »Ich kann nichts dafür, dass es in der ganzen Schule nur drei Toiletten gibt.« Erneut bemerkte ich den einen oder anderen Lacher mancher unreifer Schüler, dennoch diente diese Erklärung für uns

Mädels immer noch als Entschuldigung, die beim Lehrerkollegium am besten funktionierte, ohne dass Fragen gestellt wurden.

Mit hochgezogener Augenbraue und gespitzten Lippen sah sie mich durch ihre schäbige Harry-Potter-Brille scharf an. Ihr Blick fiel auf meine zu einem unordentlichen Zopf zusammengeknoteten Haare. Anschließend starrte sie – wie ich fand, ziemlich dreist – auf meine Brüste, als müsste sie sich davon überzeugen, ob ich wirklich dem weiblichen Geschlecht angehörte.

Zum Glück trug ich einen Kapuzenpulli, sonst hätte ich vor Unbehagen angefangen, an meinem Ausschnitt zu zupfen.

»Na gut«, seufzte sie schließlich. Mit einem Kopfnicken gab sie mir zu verstehen, dass ich mich bewegen sollte. »Setz dich. Aber das war das letzte Mal!« Zum Glück zogen Menstruationsbeschwerden als Ausrede beim Lehrpersonal fast immer.

Schnell huschte ich zu meinem Platz in der hintersten Reihe, stieg über die absichtlich ausgestreckten Beine der Jungs hinweg und ignorierte die kühlen und distanzierten Blicke der anderen. Bevor ich mich setzte, vergewisserte ich mich, dass nichts Ekliges auf meinem Stuhl lag. Von Kaugummi über rohe Eier und Kleber hatte ich schon alles erlebt. Und das in der Oberstufe.

Hinter meinem Tisch machte ich mich so klein wie möglich, zog mir die Kapuze über den Kopf und versuchte, mich unsichtbar zu machen.

In der Pause räumte ich meine Schulbücher in den Spind, als jemand die Schranktür zuschlug und meine Finger ein-klemmte.

»Fuck!«, stöhnte ich vor Schmerz. Sofort schossen mir

Tränen in die Augen und ich biss mir auf die Unterlippe, um nicht noch lauter zu schreien.

»Entschuldige, Vamp.« Sven lachte und musterte mich abfällig, während sich seine Gefolgschaft aus einer Gruppe von minderbemittelten Sportlern hinter ihm aufstellte. »Aber ich konnte nicht riskieren, dass du vor mir wegläufst. Ich wollte doch so gerne meine Unterhaltung von vorhin mit dir fortführen.« Er zog seinen Arm zurück und der Druck der Spindtür auf meinen Fingern ließ nach. Sofort brachte ich meine Hand in Sicherheit. Würde sie nicht so schmerzen, hätte ich ihm für sein hässliches Grinsen einen Kinnhaken verpasst. Ein ausgerenkter Kiefer würde ihm bestimmt gut stehen. Er wartete nur darauf, dass ich die Fassung verlor, so viel war mir klar. Doch noch ein Ausraster meinerseits würde mir einen Schulverweis einbringen. Das wusste er ebenso gut wie ich.

»Lass mich in Ruhe, Arschloch«, zischte ich stattdessen, krampfhaft darum bemüht, mich zu beherrschen.

Sven pfiff durch die Zähne und streckte herausfordernd die Arme aus.

Vor Jahren hatte er mich als Opfer auserkoren und seitdem nutze er jede Gelegenheit, mir eins reinzuwürgen. Es erfüllte ein Klischee, wenn sich der Sunny Boy der Schule, der zudem auch noch Schulsprecher war, alle Freiheiten herausnahm und jeden piesackte, der nicht in seine Ordnung passte. »Sieh an, das hässliche Entlein kann reden.« Nach Bestätigung suchend drehte er sich zu seinen Anhängern um, die nicht weniger dämlich grinsten als er. Es überraschte mich nicht, sie alle die gleichen Klamotten tragen zu sehen: Bluejeans, schwarzes T-Shirt und Basecap. Was für ein erbärmlicher Haufen.

Ich ballte die Finger meiner unversehrten Hand zur Faust

und versteckte sie in meiner Jackentasche. *Ruhig Blut, Leya.*

»Hallo, Schatz.« Melina Mohr, die Tussi mit den blondesten Haaren und der pinksten Kleidung der Schule, kam auf ihren hohen Hacken angedackelt und hakte sich bei Sven unter. Ihre penetrante Parfümwolke wallte zu mir herüber. Sie schenkte mir einen kurzen mitleidigen Blick, bevor sie Sven am Arm zerrte. »Wir müssen noch über die Party am Wochenende reden.«

Sven verharrte einen Moment, musterte mich abschätzig, entschied sich dann jedoch für seine Barbie. »Wir sehen uns, Vamp!«, zischte er, grinste süffisant und trottete Melina hinterher. Ebenso wie seine Klone, die ihm überallhin folgten.

Erleichtert atmete ich durch und löste die Finger aus meiner Faust. Einerseits hatte Melina mir einen Gefallen getan, andererseits schmerzte ihr geheucheltes Mitleid mehr als alles andere.

Den Rest des Tages ließen sie mich zum Glück in Ruhe. Ich überstand Chemie und Physik, ohne einzuschlafen, und schwänzte Musik. So ein unnötiges Fach brauchte nun wirklich niemand. Stattdessen joggte ich eine Runde durch den Wald. Beim Laufen konzentrierte ich mich ganz auf die dumpfen Geräusche, die ich mit jedem Schritt auf dem trockenen Waldboden verursachte. Mein Herz schlug im selben Takt. Es beruhigte mich und klärte meinen Kopf. Mit jedem Kilometer fiel die Anspannung des Schulalltags weiter von mir ab.

Wieder zu Hause stellte ich mich direkt unter die heiße Dusche, um meine Muskeln nach der Anstrengung zu entspannen. Nach dem Abtrocknen cremte ich meine schmerzende Hand ein, schlüpfte in saubere Klamotten und föhnte

meine schwarz gefärbten Haare kurz an, bevor ich sie zu einem unordentlichen Zopf zusammenknotete. Es war heute viel zu warm, um sie offen trocknen zu lassen. Anschließend schminkte ich mich und lief die Treppe runter.

Der fürchterlich schiefe Gesang meiner Mama schlug mir entgegen, noch bevor ich die Küche erreicht hatte.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte ich sie zerknirscht, schnappte mir einen Apfel aus dem Obstkorb und biss hinein. Sonderlich frisch schmeckte er nicht mehr, eher im Gegenteil. Unauffällig warf ich den Rest in unseren quietschgrünen Mülleimer.

»Leya«, rief Mama vor Freude strahlend und nahm mich in den Arm. »Ist heute nicht ein wunderbarer Tag?« So gut gelaunt hatte ich sie schon lange nicht mehr gesehen. Der Job als Innenarchitektin raubte ihr zurzeit den letzten Nerv.

Ich löste mich aus ihrem Griff und betrachtete sie skeptisch. »Wer bist du und wo hast du meine Mutter versteckt?«

Etwas fahrig fuhr sie sich durch die kurzen, blonden Haare. Ich ergriff ihre Hand und musterte den Ring an ihrem Finger. Sie trug sonst nie Schmuck.

»Was ist das?«

»Gar nichts.« Sie lächelte verlegen, löste sich von mir und packte die Einkaufstüten aus. »Wie lief es in der Schule?«

»Wie immer«, brummte ich nur, während ich weiter den Ring betrachtete.

»Ach, Liebling.« Sie drückte mir besorgt einen Kuss auf die Stirn. »Hat dich dieser Junge wieder geärgert?«

»Ich möchte nicht darüber reden.«

Sie nickte verständnisvoll und räumte das frische Gemüse in den Kühlschrank. »Kochen wir heute Abend zusammen?«

»Von mir aus.« Seufzend rieb ich mir die Stirn und lehnte

mich gegen die Anrichte.

»Ralf wird auch kommen.«

»Hm.« Der Ring wollte mir einfach nicht mehr aus dem Kopf gehen, aber bevor ich mir weitere Gedanken machen konnte, ergriff sie meine Hände und führte mich zu unserem Esstisch.

»Ich muss mit dir reden«, sagte sie und wirkte auf einmal sichtlich nervös.

Ein ungutes Gefühl beschlich mich. Wenn sie so mit mir sprach, erwartete mich nichts Gutes, das wusste ich aus Erfahrung. Vorsichtshalber setzte ich mich auf einen der mit blauem Stoff bezogenen Stühle. Hatte sie etwa wieder einen Anruf von meiner Schule bekommen?

»Wenn es darum geht, dass ich regelmäßig den Musikunterricht schwänze, dann lass es mich erklären ...«

»Nein, das ist es nicht«, unterbrach sie mich sofort, stutzte jedoch plötzlich. »Du schwänzt Musik?«

Ich spürte die Hitze, die mir ins Gesicht stieg. »Wolltest du nicht über etwas anderes mit mir sprechen?«, stieß ich so schnell hervor, dass ich mich fast verhaspelte.

Sie runzelte die Stirn und bedachte mich mit einem vorwurfsvollen Blick, unter dem ich gefühlt etliche Zentimeter schrumpfte. »Auch wenn ich Musikunterricht für völlig überflüssig halte«, sagte sie streng und drückte ihren Zeigefinger auf das Holz der Tischplatte, »kann ich es nicht gut heißen, wenn du schwänzt, Leya. Du darfst dir keinen Ärger einhandeln, das weißt du doch.«

»Aber ...«, setzte ich an, doch eine energische Handbewegung ihrerseits unterband jede weitere Äußerung.

»Ende der Diskussion!«

Schnaubend lehnte ich mich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Schon gut - Was wolltest du mir

sagen?«

Sie holte tief Luft und betrachtete intensiv das Schmuckstück an ihrem Finger. »Ralf und ich werden heiraten«, eröffnete sie mir.

Entsetzt starrte ich sie an. »Wie bitte?«

»Ich glaube, du hast mich schon verstanden.«

Wie kann sie nur? Ohne ein weiteres Wort sprang ich auf und rannte die Treppe hoch in mein Zimmer.

»Leya, warte!«, rief sie mir hinterher. »Ich kann dir alles erklären. Ralf ist doch wirklich -«

Wutentbrannt schlug ich die Tür hinter mir zu. Ich fiel auf mein Bett, atmete tief ein und aus und schloss die Augen. Mama folgte mir nicht. Sie wusste, dass sie mich in so einer Situation besser in Ruhe ließ.

Warum tat sie mir das an?

Natürlich hatte ich die Schwingungen zwischen meiner Mutter und unserem Nachbarn längst mitbekommen. Ich war schließlich nicht blind. Und obwohl sie mir erst vor Kurzem ihre Beziehung zu Ralf gestanden hatte – *von wegen nur Freunde!* – fühlte sich dieser Moment noch schlimmer an. Sie setzte mich einfach vor vollendete Tatsachen, ohne vorher einen Ton darüber zu verlieren.

Mir war das Vergnügen, meinen leiblichen Vater kennenzulernen, leider verwehrt geblieben. Er hatte sich kurz vor meiner Geburt aus dem Staub gemacht und Mama und mich sitzengelassen. Das nahm ich ihm auch siebzehn Jahre später noch übel. Meine Mutter sprach nicht über ihn, egal wie oft ich versuchte, ihr etwas zu entlocken. Er blieb ihr Geheimnis.

Und jetzt, ganz plötzlich, wollte sie Ralf heiraten? Aber ich brauchte keinen neuen Vater, ich war bisher gut ohne einen zurechtgekommen und daran würde sich nichts ändern.

Ich rappelte mich wieder hoch und drehte die

Stereoanlage bis zum Anschlag auf. Der Sound von Klassikern der Rockmusik hellte meine Stimmung augenblicklich auf und ich kramte den Nagellackentferner aus der Schublade, setzte mich an meinen Schreibtisch und beseitigte die schwarzen Lacküberreste von meinen Fingernägeln.

Während meine Füße im Takt der Musik wippten, schweiften meine Gedanken zu Sven.

»So ein Idiot«, murmelte ich zu mir selbst und versuchte, den Gedanken an ihn zur Seite zu wischen. An meiner Schule ignorierte mich der größte Teil der Mitschüler, weil ich nicht in das perfekte Schema dieser Gesellschaft passte. Nur dieser Blödmann schenkte mir zu viel seiner Aufmerksamkeit, die meistens in Mobbing-Attacken endete.

Schon seit Jahren fühlte ich mich unruhig und rastlos. Manchmal kam es mir so vor, als würde irgendetwas in meinem Leben fehlen. Doch mit Sicherheit nicht mein Vater oder gar ein billiger Ersatz!

Was stimmt nur nicht mit mir?

»Du brauchst eine Aufgabe, die dich fordert.« Mein kleiner brauner Kuschelhase saß auf meinem Schreibtisch und sah mich aus seinen schwarzen Knopfaugen herausfordernd an. Das linke Ohr stand senkrecht nach oben, das rechte dagegen hing in einem abgeknickten Winkel hinab. Der Draht unter dem Stoff war vor vielen Jahren durchgebrochen.

Seufzend pustete ich den Nagellack trocken. »Tja, dann finde mal etwas, das ich nicht aus Langeweile oder Frustration sofort wieder abbreche.«

»Was wäre, wenn ich genau das für dich gefunden hätte?«

Lachend warf ich das Fellknäuel zurück auf mein Bett. »Na super, jetzt rede ich sogar schon mit meinen Stofftieren. Vielleicht haben die Leute mit ihrem Gerede ja doch recht. Vielleicht bin ich verrückt.«

Also wirklich. Langsam wurde ich zu alt, um mit Plüschhasen zu sprechen. Ich sollte ernsthaft darüber nachdenken, sie alle in einen Karton zu packen und auf dem Dachboden zu verstauen. Zum Glück konnte die NSA diese peinliche Szene nicht beobachten, so weit war unser Überwachungsstaat noch nicht ausgebaut. *Oder doch?*

Mein Blick fiel kontrollierend auf die Kamera meines Laptops. Vorsichtshalber klappte ich ihn zu.

»Sag das nicht. Du bist nicht verrückt.«

Ich zuckte zusammen und schaute meinem Kuschelhasen ungläubig dabei zu, wie er von meinem Bett sprang und auf mich zu hoppelte. Er sah gar nicht mehr aus wie ein Stofftier.

»Wie ... was ...«

Träume ich?

Als er jedoch immer näher kam, zog ich schnell meine Beine an. Ich wollte um jeden Preis verhindern, dass mich dieses ... Ding berührte. *Okay, jetzt bin ich vollkommen übergeschnappt.*

»Was bist du?«, fragte ich verwirrt, während sich mein Herzschlag beschleunigte. *Was ist hier nur los?*

Der Hase kletterte an meinem Rollcontainer nach oben, bis er wieder auf meinem Schreibtisch saß und mich besser im Blick hatte, bevor er zu einer schlichten Erklärung ansetzte: »Ich bin ein Kaninchen.« Das kleine Näschen wackelte beim Sprechen hin und her. Sein Anblick war an Niedlichkeit kaum zu übertreffen und nahm mir einen Teil meiner Angst.

»Aber du warst vorher mein Stoffhase.«

Er kniff die Augen zusammen. »Stoffkaninchen, bitte.« Erbost blähte er die Wangen auf. »Und nein, eigentlich bin ich schon immer so, nur solltest du mich anders wahrnehmen.«

»Warum das denn?« Verständnislos runzelte ich die Stirn,

wusste einfach nicht, wie ich mich verhalten sollte.

Das Kaninchen stellte sich auf die Hinterläufe und richtete sich auf, um mir auf Augenhöhe zu begegnen. »Weil ich dein Beschützer bin.«

»Du?«, wiederholte ich skeptisch. »Wie soll ein so kleines Tierchen mein Beschützer sein?«

Empört stapfte es mit seiner Pfote auf. »Die Größe spielt dabei keine Rolle!«

Einen Augenblick lang sah ich ihn nur an, bevor ich laut-
hals zu lachen anfang. Wie absurd war das denn? Die Sache mit der Heirat musste mir noch schlimmer zusetzen, als ich angenommen hatte.

Trotzdem drehte ich die Musik leiser, um ihn besser zu verstehen. Auch wenn ich mir hier gerade offensichtlich etwas zusammenspann, konnte ich es ausnutzen, wenn mal jemand mit mir sprach. Selbst wenn es nur in meiner Einbildung geschah.

»Weshalb sollte ich einen Beschützer brauchen?« Mit bemüht abwertendem Blick betrachtete ich das Kaninchen vor mir.

»Nur weil du dich selbst schon für verrückt hältst - was du nicht bist - musst du nicht gleich so hysterisch über mich lachen«, murmelte das Kaninchen gekränkt. »Ich weiß sehr wohl, wie gut du auf dich aufpassen kannst. Aber das war nicht immer so. Erinnerst du dich? Du warst auch mal klein. Ich begleitete dich am Tag und in der Nacht. Du nahmst mich überall mit hin und ich gab auf dich acht. Und sei es nur, um fest von dir gedrückt zu werden, wenn sich der Kinderarzt mit der Spritze zur Impfung näherte.«

Ich beruhigte mich wieder und sah das putzige Wesen schmunzelnd an. »Ich erinnere mich gut daran, wie ich dich einmal in die Waschmaschine gesteckt habe, als du mir

draußen in den Dreck gefallen bist.« Dadurch war auch der Draht in seinem Ohr gebrochen. Moment, wenn er lebte, befand sich da überhaupt noch ein Gestell oder eine Füllung?

Das Kaninchen reckte mir pikiert das Näschen entgegen. »Reden wir nicht mehr über diese Demütigung.«

»Nun gut«, sagte ich versöhnlich. »Aber ich verstehe immer noch nicht, warum du das alles mitgemacht hast, um dann nach siebzehn Jahren plötzlich lebendig zu werden.«

Er gab einen merkwürdigen Anblick ab, als er erst aus tiefstem Herzen seufzte und dann den Kopf schüttelte.

»Es gibt so vieles, was du nicht weißt, Cataleya. So vieles, das dich und deine Vergangenheit betrifft und dir schon viel zu lange vorenthalten wurde.«

»Mein Name ist Leya«, fuhr ich bestimmt dazwischen.

Er nickte. »Eine Abkürzung für Cataleya. Leider bin ich nicht befugt, dir etwas über deine Vergangenheit zu erzählen. Aber ich kenne jemanden, der sehnsüchtig auf dich wartet. Bist du bereit, die zu werden, die du eigentlich bist?«

Ich konnte es nicht länger unterdrücken und fing erneut an wie irre zu lachen. »Ja, ja, ist klar. Jemand wartet sehnsüchtig auf mich.« Prustend hielt ich mir den Bauch. Das war der Witz des Jahrhunderts. *Werde ich gerade von meinem eigenen Stoffhasen verarscht?* Das Kaninchen mir gegenüber verzog keine Miene. Räuspernd beruhigte ich mich und wurde wieder ernst. »Ich bin auf jeden Fall bereit, jemand anderes zu werden, als ich jetzt bin«, antwortete ich deshalb schlicht.

»Das ist ein Anfang.« Mein Kaninchen öffnete erstaunlich flink die Klappe meines Stempelkissens, drückte seine Pfote auf das mit Tinte getränkte Kissen und hinterließ einen Abdruck auf meiner Schreibtischunterlage. Er räusperte sich. »Mein Name ist übrigens Filipus Maurizius Brecht Freiherr

von Untergarten.«

Auf meinen verständnislosen Blick hin verdrehte er die Augen. »Meine Freunde nennen mich Fips. Und jetzt komm mit mir.«

Mit einem Satz hüpfte er von meinem Schreibtisch runter und hoppelte zum Fenster.

»Moment mal«, hielt ich ihn zurück. »Was ist mit meiner Mutter?«

»Wenn sie meinen Pfotenabdruck sieht, wird sie Bescheid wissen.«

»Was?« Fassungslos starrte ich ihn an. »Meine Mama weiß von all dem hier?«

Fips kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. »Ich bin nicht befugt, dir Auskunft zu erteilen. Du brauchst nichts mitzunehmen, der Weg ist nicht so weit. Jetzt folge mir.« Er warf einen Blick aus dem Fenster und sah dann beschämt zu mir herüber. Seufzend setzte ich mir den kleinen Kerl auf die Schulter und spürte sogleich, wie sich seine Pfoten Halt suchend um meinen Hals schlangen. Vorsichtig kletterte ich von meinem Sims aus die Efeuranken hinunter. Nicht zum ersten Mal nutzte ich diesen Weg, um unbemerkt aus dem Haus zu verschwinden und einen Abstecher in den Wald zu machen. Meine Mutter wollte das widerspenstige Grünzeug schon vor Jahren von der Hausfassade entfernen lassen, doch bisher hatte sie zu meinem Glück noch nicht die Zeit dafür gefunden.

Ich setzte Fips auf dem Boden ab und folgte ihm durch unseren Garten ins angrenzende Dickicht. Was auch immer dieses Wesen für ein Spiel spielte, es machte mich neugierig und ich ließ mich darauf ein. Trotzdem fragte ich mich, wie ein sprechendes Kaninchen überhaupt möglich sein konnte. Und warum es mich über einen bewucherten

und unbenutzten Pfad führte.

Vielleicht passiert das hier tatsächlich nur alles in meinem Kopf und ich bin wirklich verrückt geworden? Schlafe ich gerade?

»Wohin führst du mich, Fips?«, hakte ich nach, während ich hinter ihm hereilte. Für so ein kleines Tier hoppelte er verblüffend schnell.

»Ich bin nicht befugt ...«

»... mir Auskunft zu geben, ja, ich weiß«, vervollständigte ich seinen Satz. »Dann sag mir doch bitte, warum das Schicksal ausgerechnet mich dazu bestimmt hat, mit meinem Kuschelhasen sprechen zu können.«

»Ich bin ein Kaninchen, bitte schön.«

Mit einem großen Schritt trat ich über eine aus dem Boden ragende Wurzel hinweg und fluchte innerlich, als sich meine Haare in einem Geäst verfangen.

»Entschuldige. Kaninchen, nicht Hase. Ich schreibe es auf die Liste von Dingen, die ich mir merken sollte.«

Fips ignorierte meinen bissigen Kommentar. »Du bist etwas Besonderes, Leya.«

»Oh, na klar. Etwas Besonderes.« Ich lachte kurz auf. »Ein Mädchen ohne Freunde, ohne Beschäftigung, gekleidet ganz in Schwarz. Sehr besonders.«

Mein Begleiter hielt inne und sah mich an. »Du bist fleißig und lernst schnell. Deine Noten wären um einiges besser, wenn die Lehrer dein Potenzial erkennen würden. Zur Grundschulzeit bist du immer zu spät zum Unterricht gekommen, wenn es draußen regnete, weil du auf dem Gehweg alle Regenwürmer eingesammelt und auf einer Wiese ausgesetzt hast. Du hast Vögel gepflegt und sie wieder auf die Beine gebracht, wenn sie versehentlich gegen eine Scheibe flogen und sich den Flügel brachen. Du bist

einzigartig, Cataleya.«

»Das ist lieb von dir, Fips, aber ich -«, setzte ich an, doch er unterbrach mich sofort: »Wir sind da.«

Vor mir erstreckte sich ein Gewässer. Durch das kristallklare Wasser des kleinen Weihers erkannte ich die Kiesel des Grundes.

»Ich kenne diesen Ort«, murmelte ich und lächelte. »Früher ist meine Mutter oft mit mir hier schwimmen gegangen.«

»Unser Weg führt uns in die Mitte des Sees. Wir werden tauchen müssen. Du hast die Wahl, Leya, doch wenn wir weitergehen, wirst du dich deinem Schicksal stellen müssen. Dann gibt es kein Zurück mehr.«

»Meinem Schicksal?«, brummte ich. »Es ist überall besser als hier.«

Und es ist eh nur ein Traum.

Ein ungewöhnliches Prickeln erfasste mich. Ich holte tief Luft und sprang in das kalte Wasser.

2. Kapitel



Ich hatte schon immer als eine gute Schwimmerin gegolten und konnte länger den Atem anhalten als andere Jugendliche in meinem Alter. Doch die Minuten, die ich in diesem See ohne Sauerstoff verbrachte, waren die längsten meines Lebens. Schwindel nahm mir die Orientierung, der Druck auf meine Lunge verstärkte sich und Blasen stiegen vor meinem Gesicht auf. Das hier fühlte sich verdammt echt an.

Bilde ich mir das wirklich nur ein?

Panik überkam mich. Der Atemreflex wuchs ins Unerträgliche und schwarze Flocken tanzten vor meinen Augen, als mich zwei Hände ergriffen und mit einem Ruck aus dem Wasser zogen.

Prustend und gierig nach Atem ringend kam ich an Land. Es dauerte einen Moment, bis ich mich wieder beruhigte und sich mein Blick klärte. Fips lag neben mir im Schilf und wirkte ebenfalls ein wenig mitgenommen. Bibbernd rieb ich mir die kalten Arme, als mir jemand eine Decke um die Schultern legte. Ich drehte mich zu der Person um, die sich um mich kümmerte. Ein Mädchen, jünger noch als ich.

»Willkommen, Prinzessin«, sagte sie mit ehrfürchtiger Miene und knickste. »Wir haben schon sehnsüchtig auf Eure Ankunft gewartet.«

Verwirrt blickte ich sie an. »Ich bin keine Prinze-«

»Wir müssen los, Leya«, unterbrach Fips mich hastig. Neben ihm stand eine ältere Frau, die noch mehr Decken auf

dem Arm trug. Auch sie neigte das Haupt nach vorn, als ich sie ansah.

»Cataleya«, wiederholte Fips eindringlich.

Ich schüttelte den Kopf, um meine Gedanken zu ordnen, und lief ihm nach. Das Mädchen und die Frau folgten uns in einem Abstand von ungefähr fünf Metern, doch ich achtete kaum auf sie, wickelte mich nur fester in den weichen Stoff.

»Warum hat sie mich Prinzessin genannt?«, flüsterte ich meinem ehemaligen Kuschelhasen zu, während ich mühselig versuchte, mit ihm Schritt zu halten. Allmählich war ich mir unsicher, ob ich mir das alles hier wirklich nur einbildete. Der Traum wirkte viel zu real für meinen Geschmack.

»Ich bin nicht befugt, dir Auskunft zu erteilen, Leya«, gab er zurück. »Aber du wirst es gleich erfahren.«

Seine ständige Wiederholung, er sei nicht befugt, ging mir langsam auf die Nerven, aber da er mir weiterhin eine Antwort schuldig blieb, nutzte ich die Chance, mich umzusehen.

Den See, durch den wir hierhergekommen waren, umgab ein wunderschöner Garten. Vielleicht würde ich ihn sogar schon als Park bezeichnen. Gewaltige Bäume zierten den Wegesrand, wie ich es von der Allee auf dem Weg zu meiner Schule kannte. Doch glichen sich die Pflanzen auf meinem Schulweg wie ein Ei dem anderen, unterschieden sich diese hier vollkommen. Keinen Baum gab es in seiner Art ein zweites Mal. Kein Ast und kein Blatt ähnelten einander. Auch die Blumen, die um die Wurzeln herum wuchsen, hatte ich so noch nie gesehen. Was für eine Pracht! Sie leuchteten in wunderschönem Rot und Violett, auf ihren Blüten zeigten sich gelbe und orangefarbene Kleckse. Es sah so aus, als hätte jemand einen Pinsel in einen Farbeimer getaucht und dann wild damit herumgewedelt.

Willkommen im Wunderland, Alice.

Ein süßlicher Geruch stieg mir in die Nase, ich schnuperte und musste unwillkürlich lächeln. Die Sträucher sahen nicht nur toll aus, sie verströmten auch einen bezaubernden Duft.

Fröstelnd zog ich die Decke enger um meine Schultern und richtete den Blick nach vorn. Am Ende der Allee erahnte ich ein großes Gebäude. Doch die dichten Baumkronen verhinderten meine Sicht, um das Gemäuer als Ganzes sehen zu können. Aber je näher wir kamen, desto gewaltiger wurde es, und ich erkannte, vor welchem wunderschönen und äußerst pompösen Schloss ich stand. So etwas hatte ich mir bisher immer nur im Märchen vorgestellt.

Der Palast war gemauert aus weißen Steinen, die mich im Schein der Sonne beinahe blendeten. Dunkles Holz umrahmte die Fenster und die Dachziegel schimmerten in einem rötlichen Farbton. Vier runde Türme ragten an den Ecken des Gebäudes in den Himmel empor, an deren Spitzen große Fahnen im Wind wehten. Für einen Moment verschlug mir der Anblick dieses prächtigen Baus die Sprache. Erst nach einer Weile fiel mir mein offen stehender Mund auf und ich klappte ihn hastig zu.

»Gefällt es dir?«, fragte Fips und hielt an, um den Augenblick länger zu genießen.

»Es ist wunderschön«, murmelte ich überwältigt. »Wer lebt dort?«

»König Arnoldus von Lichtstein und seine Königin Mariana mit ihrem gemeinsamen Sohn und Erben Prinz Luri. Du wirst sie kennenlernen. Wir sollten uns beeilen, damit du pünktlich zum Abendessen hergerichtet bist.«

Ein König? Ein waschechter König? Nie im Leben. Bestimmt stellt man mich gleich einem Mittelalter-Freak vor, der die Vergangenheit nicht mehr von der Realität unterscheiden

kann. Oder ist das hier ein LARP-Festival? An so einem Live Action Role Playing wollte ich immer schon einmal teilnehmen. Allerdings eher als Elfe anstelle einer Prinzessin. Ach, du meine Güte, das klingt total verrückt! Hoffentlich erwachte ich bald aus diesem seltsamen Traum. Oder bekam zumindest trockene Kleidung, sonst holte ich mir noch eine Blasenentzündung.

Fips führte mich den Weg entlang bis zum Schloss und durch eine Hintertür hinein in das imposante Gebäude. Im schmalen Gang dahinter musste ich ein wenig seitlich gehen, um mit meinen Schultern nicht die Wände zu berühren. Das hier diente bestimmt als Dienstbotengang oder so. Die beiden Frauen steckten tuschelnd die Köpfe zusammen und folgten mir weiterhin. Ich beschloss, sie einfach zu ignorieren. Ein enger Weg folgte dem nächsten, dann standen wir plötzlich in einem riesigen Raum.

Stauend drehte ich mich um meine eigene Achse, um jedes einzelne der prunkvollen Gemälde in Augenschein nehmen zu können. Anstelle von Porträts irgendwelcher Aristokraten erkannte ich Tiere auf den Bildern. Wie langweilig. Die Rahmen waren dagegen mit eindrucksvollen Ornamenten verschnörkelt. Sie sahen aus wie aus Holz geschnitzt. Auch die Decke zierte eine kunstvolle Stuckleiste.

Mein Blick fiel auf die großen Fenster und ich trat näher heran, um hinauszusehen. Von hier aus hatte man die perfekte Sicht auf den Schlosshof. Das Eingangstor wirkte beim ersten Hinschauen schon alt und schlecht gewartet. Das dunkle Holz des Tores sah verwittert aus und viele Kerben, Schrammen und Brandflecke machten das Alter und die bewegte Vergangenheit sichtbar. Dennoch beeindruckte es mich mit seiner Imposanz. In der hohen Mauer eingelassen, wirkte es mächtig und undurchdringlich. Auch die Steine

der Befestigung zeigten deutliche Risse, was aber auch hier der Mächtigkeit des Bauwerks keinen Abbruch tat.

Ich machte hinter dem Tor eine heruntergelassene Zugbrücke aus. Sie ermöglichte es einem, den tiefen Graben zu überqueren, der wie ein dunkler, hungriger Schlund um das gesamte Schloss verlief. Dahinter erkannte ich mehrere Schornsteine, aus denen Qualm aufstieg. Eine Stadt lag außerhalb der Schlossmauer, doch die Tore standen offen und es herrschte ein reges Treiben. Viele Händler kutschierten ihre Waren in die Festung hinein - manche auch bis in den Schlosshof - oder, wenn sie ihr Tagessoll erfüllt hatten, die leeren Karren wieder hinaus.

Begeistert wandte ich mich erneut dem Saal zu, in dem wir uns befanden, und bemerkte Fips, der schon ungeduldig mit seiner Pfote auf den Boden klopfte. Stimmengewirr schlug uns entgegen oder ein vereinzelt leises Lachen. Neugierig folgte ich dem Kaninchen in die nächste Räumlichkeit, die zum Bersten voll mit Menschen war. Frauen wie auch Männer eilten geschäftig durch die von diesem Raum ausgehenden Korridore. Wahrscheinlich stellten sie die Bediensteten des Schlosses dar, zumindest legte ihre einfache Kleidung das nahe. Sie trugen mit Essen gefüllte Körbe oder frisch gewaschene Laken mit sich. Ab und zu blieben sie stehen, um sich kurz zu unterhalten, bevor sie weiter ihrer Arbeit nachgingen. Wir mischten uns unter sie und für einen Moment hatte ich das Gefühl, wir wären an einem Filmset.

»Wow, das sieht alles verdammt echt aus«, entfuhr es mir.
»Die Requisiten müssen ein Vermögen gekostet haben.«
Sollten das hier wirklich Schauspieler sein, machten sie ihren Job ziemlich gut. Ich zumindest fand sie sehr authentisch. Vielleicht lag ich mit meiner Rollenspiel-Vermutung doch richtig.

Fips drehte sich abrupt zu mir um und warf mir einen flehenden Blick zu. »Sag das nicht zu laut, du könntest für große Verwirrung sorgen«, wies er mich an. »Hier wird nicht gespielt.«

Ja, klar. Dann spiele ich halt mit. Staunend folgte ich Fips durch das Gedränge. Immer wieder wurde ich unsanft angerempelt, doch es störte mich nicht im Geringsten, so sehr faszinierte mich dieser fremde Ort. Ich vergaß sogar fast die nassen Klamotten, die mir unter der Decke immer noch am Leib klebten und mich zittern ließen.

Das Kaninchen führte mich weiter und das Mädchen und die ältere Frau blieben die ganze Zeit über dicht hinter uns.

Als wir einen Flur entlanggingen, an dessen linker Seite ich eine große, doppelflügelige Holztür ausmachte, fielen mir zum ersten Mal Wachen auf, die durch die Gänge patrouillierten und für Ruhe sorgten. Cool! Die Rüstungen wirkten so echt. Sobald sie mich erblickten, weiteten sich ihre Augen und sie wurden blass um die Nase. Manche von ihnen erlangten ihre Fassung zurück, bevor ich gänzlich an ihnen vorbeigeschritten war, und verbeugten sich vor mir. Ansonsten sahen sie mir mit offenen Mündern hinterher.

»Fips«, murmelte ich, »wieso starren mich alle so komisch an?« Während die Worte meinen Mund verließen, fiel mir ein, wie mich unsere Begleiterinnen zuvor genannt hatten. *Prinzessin*. Hing die Reaktion der Soldaten etwa damit zusammen? Hielten sie mich für eine Prinzessin? *Ach, du Kacke ...* Vielleicht konnte ich mit dem Regisseur oder Spielleiter eine andere Rolle verhandeln.

»Hab noch ein wenig Geduld«, antwortete mir das Kaninchen.

Ich fühlte mich unwohl, doch ich versuchte, es mir nicht anmerken zu lassen, und lächelte jeden der Männer freundlich an. So viel ging in meinem Kopf vor, weswegen ich mich nicht recht konzentrieren konnte, und als Fips plötzlich vor einer schweren Holztür stehen blieb, hätte ich ihn beinahe umgerannt.

Er räusperte sich. »Wir sind da. Dies hier ist dein Gemach. Nora und Agatha werden sich um dich kümmern und dich für das Abendmahl herrichten. Dann wirst du alles erfahren. Wir sehen uns später wieder.«

Bevor ich die Gelegenheit bekam, etwas einzuwerfen, verschwand Fips durch den nächsten Gang aus meinem Sichtfeld. Das Mädchen, ich vermutete, bei ihr handelte es sich um Nora, öffnete mir lächelnd die Tür und bedeutete mir einzutreten, aber ich folgte ihrer Einladung nur zögerlich.

Das Zimmer wirkte riesig, bestimmt doppelt so groß wie mein eigenes zu Hause. Rechts stand ein monströses Bett, daneben eine kleine Kommode aus dunklem Holz. Auf der anderen Seite des Raumes erblickte ich einen gewaltigen, mit Ornamenten verschnörkelten Holzkleiderschrank, der fast die gesamte Länge der Wand einnahm. Da würden alle meine Klamotten mit Sicherheit fünfmal reinpassen. Zwei Fenster in der Mauer boten eine gute Sicht auf den Schlossgarten. In einer Nische den Fenstern gegenüber prasselte ein wärmendes Feuer und beheizte das Zimmer auf eine angenehme Temperatur. Mittig im Raum stand ein Zuber, als wartete er bereits auf mich.

Agatha brachte einen Eimer mit Wasser und mehrere Handtücher, während Nora mir half, mich aus meinen nasen Sachen zu schälen. Zitternd und ohne ein Stück Stoff an meinem Körper stand ich vor den beiden. Ihre prüfenden Blicke jagten mir eine Gänsehaut über die Arme und Beine.

Nur das Feuer sorgte dafür, dass ich nicht schlimmer fro. Es war mir unangenehm, so entblößt zu sein, aber durfte ich es wagen, mich zu beschweren? Und wenn das Ganze hier wirklich nur meiner Einbildung entsprang, würde es wohl nicht so schlimm werden.

Nora reichte mir die Hand, damit ich leichter in die Badewanne klettern konnte. Das warme Wasser fühlte sich gut an und ich tauchte einmal komplett unter. Kaum stieß ich wieder an die Oberfläche, fühlte ich mich schon viel entspannter, und als Agatha ein paar Tropfen einer Flüssigkeit in den Zuber schüttete, stieg mir der Duft von Lavendel in die Nase. Hm, roch das gut!

Agatha schrubbte mir mit einem Lappen die Haut wund. Doch ich traute mich nicht, ihr zu sagen, dass ich vorhin erst geduscht hatte. Mit gerunzelter Stirn betrachtete sie meine Augen und schüttelte leicht den Kopf. Die Mascara war nicht verlaufen, ich benutzte extra wasserfeste. Der dunkle Lidschatten dagegen hatte sich bestimmt längst auf meinen Wangen verteilt. Seufzend begann sie, mir die Schminke aus dem Gesicht zu wischen. Es fühlte sich komisch an, weil ich das Haus nie verließ, ohne meine Lider schwarz zu betonen. Bis auf meine Mutter hatte mich noch nie jemand ungeschminkt gesehen. Eine Maske, hinter der ich mich verstecken konnte.

Nora kippte mir vorsichtig warmes Wasser über die Haare und massierte meine Kopfhaut und meinen Nacken. Ich schloss genüsslich die Augen und ließ mich verwöhnen, doch leider half sie mir viel zu schnell wieder aus der Wanne heraus. Die beiden Frauen nahmen die Tücher zur Hand und trockneten mich ab. Als ich ihnen jedoch die Arbeit abnehmen und mich selbst abtrocknen wollte, warfen sie mir einen schwer zu deutenden Blick zu und schüttelten stumm den Kopf.

Es war seltsam, dass sie mich nicht nur *Prinzessin* nannten, sondern mich auch wie eine behandelten. Ich hasste es, im Mittelpunkt zu stehen, und diese Situation bereitete mir ein mehr als unangenehmes Gefühl. Hätte man mich nicht vorher auf meine Rolle vorbereiten können? Ich verstand einfach nicht, warum sie das alles für mich taten. Doch auch wenn ich eher zu der ungeduldigen Sorte Mensch gehörte, fragte ich nicht nach, sondern hoffte darauf, dass Fips die Wahrheit gesagt hatte und man mir alles erklären würde.

Als sämtliche Wassertropfen wieder von meinem Körper geschrubbt waren, öffnete Agatha die Türen des Kleiderschranks. Unzählige bunte Stoffe quollen daraus hervor. Bevor ich mich meinem persönlichen Grauen – Kleider waren so gar nicht mein Ding – aussetzen musste, traute ich mich, nach einer Toilette zu fragen. Meine Blase drückte schon seit dem Bad ziemlich. Die beiden sahen mich verständnislos an.

»Eine Toilette«, versuchte ich es noch einmal. »Ein Ort, an dem man sein Geschäft verrichten kann. Ich muss mal für kleine Mädchen.«

»Oh«, entfuhr es Agatha. »Aber natürlich.« Sie durchquerte den Raum und öffnete eine Holztür, die sich neben dem großen Bett deutlich von der steinigen Wand abhob. Kaum zu glauben, dass sie mir nicht direkt aufgefallen war. Ich folgte ihr hastig und schloss die Tür schnell hinter mir. Erschöpft lehnte ich meinen Kopf gegen das Holz und atmete tief durch.

Ein Moment der Ruhe.

Als ich mich umdrehte, entwich mir ein entsetztes Stöhnen. Von einer Toilette war weit und breit nichts zu sehen. Lediglich eine Holzbank mit einem Loch tat sich vor mir auf. Mir schwante Fürchterliches. Das konnte doch nicht wahr

sein! Aufgebracht wollte ich mich bei Agatha beschweren, doch in der letzten Sekunde durchzuckte es mich wie ein Blitz.

Du bist so dumm, Leya!

Ich befand mich in einem mittelalterlichen Schloss, natürlich gab es hier weder Elektrizität noch fließend Wasser. Ich musste zugeben, das Set wirkte wirklich sehr authentisch. Zum Glück hatten die Zimmer immerhin schon Glasfenster.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich meine Scheu überwand. Als ich meine Notdurft verrichtet hatte, lagen bereits drei Kleider zur Auswahl auf dem Bett, die Agatha mir zeigte. Ich entschied mich für eines in moosgrüner Farbe, da es Schwarz am nächsten kam, und die Frau half mir, mich in dem Gewühl aus Brokat zurechtzufinden. Mein Unwohlsein verschlimmerte sich, als ich feststellen musste, dass Unterwäsche hier wohl ebenfalls nicht existierte.

Nora kämmte meine langen Haare und steckte sie mit flinken Fingern hoch. Währenddessen ergriff Agatha meine Hände und begutachtete stirnrunzelnd meine kurzen Nägel. Dann schnappte sie sich eine Feile und brachte sie in Form. Zum Glück hatte ich mir vorhin nicht die Mühe gemacht, meine Nägel neu zu lackieren.

Als ich fertig hergerichtet war, öffnete Nora eine weitere Schranktür, an deren Innenseite ein riesiger Spiegel hing. Eingehend betrachtete ich meine Erscheinung. Im Grund mochte ich keine Kleider, das war immer schon so, doch als ich mich misstrauisch beäugte, erkannte ich mich selbst kaum wieder. Vor mir stand eine junge Frau mit dunklen Haaren und neugierigen, großen Augen. Ihre Haut wirkte blass im Gegensatz zu dem düsteren Gewand und in ihrem Auftreten lag etwas Geheimnisvolles.

Das bin doch nicht ich!

Vorsichtig hob ich eine Hand und berührte meine Wange. Die Frau vor mir tat es mir gleich. *Unglaublich!* Ich kam mir völlig fremd vor, aber hatte mich auch noch nie so schön gefühlt.

»Wundervoll«, flüsterte Nora mit leuchtendem Blick. Sie sprach das erste Mal, seit wir in diesem Schloss angekommen waren, und ich zuckte unwillkürlich zusammen.

Agatha nickte zustimmend. »Und jetzt zeigt mir Euren Knicks.«

Ich versuchte, mich daran zu erinnern, wie sich Personen in mittelalterlichen Filmen verbeugten. Vorzugsweise Damen, denn ich lernte schnell, dass zwischen Verbeugung und Knicks ein Unterschied besteht. Streng sah Agatha meinen kläglichen Bemühungen zu und korrigierte meine Haltung akribisch. Ich musste es so lange wiederholen, bis sich schließlich ein halbwegs zufriedenes Lächeln auf ihrem Gesicht ausbreitete.

»Nun kommt, Prinzessin«, sagte die ältere Frau und nahm mich am Arm. »Wir dürfen den König nicht noch länger warten lassen.«

Ich folgte ihr durch die schmalen, verwinkelten Gänge des Schlosses und verlor schon bald die Orientierung. Sich in diesem Labyrinth zurechtzufinden war bestimmt nicht einfach. Dennoch ließ ich es mir nicht nehmen, die mit vergoldetem Stuck besetzten Decken zu betrachten. Vor einer großen hölzernen Tür blieben wir schließlich stehen.

»Dort hinten verbirgt sich der königliche Speisesaal. Neben der Königsfamilie sind auch einige Gäste geladen. Ihr tretet ein, wenn sich die Tür vor Euch öffnet, schreitet auf dem Teppich bis zum Ende des Saals und knickst vor der Königsfamilie. Stört Euch nicht an den Blicken, die auf Euch gerichtet sein werden.«

»Werdet ihr mit mir hineingehen?«, fragte ich hoffnungsvoll.

Nora schüttelte den Kopf. »Es ist uns nicht gestattet, wir sind nur einfache Zofen.«

Zofen. Dieses Wort zu hören, klang für mich mehr als befremdlich.

Agatha drückte aufmunternd meine Hand. »Ihr werdet das meistern, habt keine Angst.«

Ein flaes Gefühl breitete sich in meiner Magengegend aus. Dieses Kribbeln befiel mich sonst nur vor einer mündlichen Prüfung in der Schule. Tief holte ich Luft, wandte mich der Tür zu und straffte die Schultern. Ich war alles andere als bereit, aber was konnte schon Schlimmes passieren? Im Zweifel spielten wir die Szene einfach noch mal. Agatha klopfte leise gegen das Holz und die Tür öffnete sich.

Langsam stieß ich den angehaltenen Atem wieder aus und betrat den Saal. Jegliche Geräusche verstummten, Gespräche wurden mitten im Satz unterbrochen, weil alle nur Augen für mich hatten. Wenn es eines gab, das ich absolut nicht mochte, dann im Mittelpunkt zu stehen.

Neben mir räusperte sich jemand. Ich blickte zur Seite und erkannte einen kleinen, kräftigen Mann in bunten Pluderhosen und einem dazu passenden Leinenhemd. Er sah aus wie ein Clown. Nur ohne die Schminke im Gesicht.

»Ihre königliche Hoheit Cataleya Amalia, Prinzessin von Marenfels.«

Meinte er mich? War das mein Stichwort, loszugehen? Der Name, den er mir gab, verwirrte mich allerdings. Fips nannte mich auch schon Cataleya, er musste mich angemeldet haben. Vorsichtig schritt ich über den Teppich und versuchte, nicht auf die vielen Menschen rechts und links von mir zu achten. Das Herz raste wild in meiner Brust und am liebsten

würde ich auf dem Absatz kehrtmachen, zurück zu diesem See laufen und mich in meinem Bett vergraben. In meinem *richtigen* Bett! Aber wenn es sich hier wirklich nur um einen Traum handelte, wollte ich wissen, wie er weiterging.

Während ich in Gedanken das Alphabet aufsagte, um wieder Ordnung in meinen Kopf zu bekommen, schaute ich mich ein wenig um. So einen großen und pompösen Raum hatte ich zuvor noch nie gesehen. Auch hier zierten Tier- und Landschaftsgemälde die Wände. Ein gewaltiger Kronleuchter hing mittig von der Decke hinab. Bestimmt hunderte Kerzen brannten auf ihm und erhellten den Raum mit einer angenehmen Helligkeit. Die massiven Holztische waren überhäuft mit Köstlichkeiten und auch der betörende Duft von Schweinebraten stieg mir in die Nase. Fast augenblicklich meldete sich mein Magen zu Wort.

Ich richtete mein Augenmerk erneut nach vorn. Die königliche Tafel stand mir gegenüber am Ende des Saals, jedoch etwas isoliert von den beiden Tischreihen rechts und links, um den Dienstmädchen und Dienern ein schnelles Durchkommen und Bedienen der Herrschaften zu ermöglichen. Es war mir unangenehm, der freien Sicht der Königsfamilie ausgesetzt zu sein, die jeden meiner Schritte beobachtete. Deswegen wagte ich es auch nicht, ihre Blicke zu erwidern.

Als ich das Alphabet zum fünften Mal in Ruhe wiederholte, erreichte ich den letzten Zipfel des Teppichs. Ich blieb stehen und versank in dem Hofknicks, so wie Agatha es mir gezeigt hatte. Die Stille um mich herum fühlte sich erdrückend an und ich hörte mein eigenes Blut in den Ohren rauschen. Ich hielt den Kopf gesenkt und wartete auf eine Reaktion.

»Bitte erhebe dich«, erklang eine gütige Stimme. Vermutlich gehörte sie dem König, denn ein herrischer Unterton schwang trotz der Freundlichkeit deutlich hörbar mit.

Ich richtete mich auf und durfte ihn nun endlich ansehen. Irgendwie hatte ich mir Könige immer anders vorgestellt. Weder glich die Form seines Körperbaus einer Kugel noch trug er einen roten Samtumfang über den Schultern oder gar eine große goldene Krone auf dem Kopf. Im Gegenteil: Hinter der ernüchternd schlichten Kleidung verbarg sich eine hochgewachsene und schlanke Gestalt. Auch ohne kostbaren Schmuck strahlte seine Haltung einschüchternde Autorität aus. Sein Gesicht unter den kurzen, blonden Haaren kam mir irgendwie bekannt vor, aber mir fiel nicht ein, wo ich ihm schon einmal begegnet war.

»Willkommen, liebes Kind«, ergriff die etwas kleinere Frau an der Seite des Königs das Wort. »Du musst erschöpft sein von der Reise.« Ihre blonden Haare steckten in einem kunstvollen Gebilde auf ihrem Kopf und ein zierliches Silbergeflecht zierte ihre Stirn. Ihrem Kleid sah man den Reichtum mehr an als der Gewandung ihres Mannes, dennoch wirkte sie freundlich und bodenständig auf mich.

»Es geht schon, der Weg war nicht so weit«, antwortete ich. Hoffentlich klang meine Sprache nicht allzu neuzeitlich.

Die Königin verzog die Lippen zu einem sanften Lächeln. »Wir sind sehr erfreut, dich hier zu haben, Cataleya. Ich bin Königin Mariana. Bitte nimm doch neben Prinz Luri Platz und speise mit uns.« Sie strahlte solch eine Herzlichkeit und Wärme aus, daher beschloss ich sofort, sie zu mögen.

»Vielen Dank«, sagte ich und fügte noch ein schnelles »Majestät« hinzu. Ich neigte den Kopf, zwang mich zur Ruhe, während mir das Herz bis zum Hals schlug. Unauffällig wischte ich meine schweißbenetzten Hände an dem Kleid ab und ging um den Tisch herum.

Der Prinz glich seinem Vater. Der Gesichtsausdruck, die Haltung, die Kleidung, als wäre er das Ebenbild des Königs.

Nur zwanzig Jahre jünger. Er könnte so ungefähr mein Jahrgang sein. Vielleicht ein bisschen älter. Die meisten Burschen sahen in diesem Alter kindlicher aus, als sie waren. Zumindest in der Welt, aus der ich kam. Ich hatte keine Ahnung, wie das mittelalterliche Leben einen Prinzen prägte. Seine ebenfalls blonden Haare stachen mir sofort ins Auge. Sie wiesen eine so viel schönere Farbe auf als mein eigentliches Straßenkötterblond. Jedes Mädchen in meiner Stufe würde ihn um diese Haarpracht beneiden.

Zu meinem Erstaunen erhob sich Prinz Luri und rückte den freien Stuhl links neben sich für mich zurecht. *Sind nicht eigentlich genau für so etwas die Diener zuständig?* Dankbar lächelnd setzte ich mich zwischen ihn und einen anderen jungen Mann.

Kaum verließ ich den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, kehrten die Gäste wieder zu ihren zuvor unterbrochenen Gesprächen zurück und der Raum füllte sich zu meiner großen Erleichterung erneut mit murmelnden Geräuschen. Befreit atmete ich auf.

Das wäre schon mal überstanden.

Der Prinz beugte sich zu mir vor. »Willkommen, Cataleya. Ich freue mich, dich kennenzulernen.« Seiner Stimme nach zu urteilen war er doch älter, als ich anfangs vermutet hatte.

»Ich freue mich auch«, antwortete ich schüchtern.

»Ich bin Luri und zu deiner Linken sitzt unser geschätzter Kampf- und Waffenmeister Marlo.«

Ich sah Marlo verwirrt an, musterte die braunen Haare, die ihm wirr ins Gesicht hingen. Seine dunklen Augen strahlten eine freundliche Wärme aus. Das kantige Kinn war glatt rasiert und seinen schmalen Lippen hing ein schelmischer Ausdruck an. Er grinste. »Was überrascht Euch so, Prinzessin?«

»Nun ja.« Ertappt wich ich seinem Blick aus. »Du siehst nicht aus wie ein Kampfmeister.« Verdammt, durfte ich ihn überhaupt duzen?

Belustigt zog er eine Augenbraue in die Höhe. »So? Wie hat ein Kampfmeister denn Eurer Meinung nach auszusehen?«

»Alt«, schoss es aus mir heraus, dann korrigierte ich schnell: »Vielleicht älter.«

Die beiden jungen Männer lachten leise.

»Wer sagt denn, ich sei nur so alt, wie ich aussehe?«, fragte Marlo und zwinkerte mir verschwörerisch zu. Beschämt senkte ich die Lider. Das fing ja gut an.

Luri füllte meinen Becher mit Wein und reichte mir eine Platte mit undefinierbaren Speisen. Mir lief sogleich das Wasser im Mund zusammen, so köstlich rochen sie. Luri und Marlo unterhielten sich während des gesamten Essens mit mir. Langsam taute ich auf und fing an, von mir zu erzählen. Nur oberflächlich natürlich. Schließlich konnte ich ihre Reaktion nur erahnen, wenn ich ihnen erklärte, dass ich aus einer anderen Welt kam. Trotz allem spürte ich die Beklommenheit von mir weichen und fühlte mich sogar richtig wohl. Möglicherweise war dies auch nur dem Wein geschuldet, den Luri mir immer wieder nachschenkte.

Die beiden Männer verhielten sich im Gegensatz zu den meisten anderen, als wären wir alte Bekannte. Es machte die Situation angenehmer. Für einen Moment wünschte ich mir sogar, Freunde zu haben. Es schien eine schöne Sache zu sein. Doch ich verbat mir, mich an diese Vorstellung zu klammern, damit ich – falls ich irgendwann aus diesem Traum erwachen sollte – nicht in ein Loch der Enttäuschung fiel.

Ab und zu erkundigte sich die Königin, ob mir das Essen schmeckte, was ich ihr immer glücklich bejahte. So gut hatte

ich schon lange nicht mehr gegessen. Und obwohl ich mich prächtig mit den Männern amüsierte, verriet mir doch niemand von ihnen, warum ich eigentlich hier war. Heimlich hielt ich immer wieder Ausschau nach einer versteckten Kamera, doch vergeblich.

Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der nur gespeist, getrunken und geplaudert wurde, erhob sich die Königsfamilie und dankte allen für ihr Erscheinen. Erleichtert stieß ich die Luft aus. Keine Traube hätte mehr in meinem Magen Platz gefunden, ohne ihn zum Platzen zu bringen. Die Gesellschaft löste sich nach und nach auf, und Luri und Marlo bedeuteten mir, ihnen und dem Königspaar zu folgen.

Ich wurde in einen Raum geführt, bei dem es sich unverkennbar um eine Bibliothek handelte. Die Regale reichten vom Fußboden bis hinauf zur Decke und waren gefüllt mit Büchern. Alten, neuen, schmalen Exemplaren und auch dicken Wälzern. Ab und zu fehlte mal eines in den Reihen, wahrscheinlich wurde es gerade gelesen. Doch ansonsten gab die Sammlung ein atemberaubendes Bild ab. Nicht einmal unsere Stadtbibliothek lagerte so viele Werke. In der Mitte des Saals stand ein großes, mit rotem Samt überzogenes Sofa und, diesem gegenüber, mehrere gepolsterte Sessel.

»Bitte«, sagte die Königin zu mir und deutete auf eines der Sitzmöbel.

Als wir Platz nahmen, tauchte Nora neben mir auf und reichte mir ein Glas mit Wasser, das ich dankend annahm. Langsam spürte ich, wie mir der Wein bereits zu Kopf stieg. Der König sah mich freundlich an, beinah sogar liebevoll, und mir wurde wieder ganz unbehaglich.

Wer ist dieser Mann?

»Du fragst dich sicher, warum du hier bist«, begann er. Ich nickte wild, brachte jedoch kein Wort hervor.

»Das ist eine umfangreiche Geschichte. Es wird ein langer Abend werden.«

»Nun, ich habe für heute keine anderen Pläne mehr«, entgegnete ich und lehnte mich zurück, damit ich wenigstens versuchen konnte, mich zu entspannen.

Der König lächelte. »Natürlich nicht.« Er tauschte einen bedeutenden Blick mit seiner Frau und setzte zu einer Erklärung an.

IMPRESSUM
1. Auflage 07/2021

Cataleya – Der Drache in dir

© by Jacqueline V. Droullier
© by Hybrid Verlag
Westring 1, 66424 Homburg

Autorin: Jacqueline V. Droullier
Lektorat: Donatha Czichy, Barbara Dier
Korrektorat: Antonia Grafweg
Buchsatz: Paul Lung

ISBN Taschenbuch: 978-3-96741-109-6

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung
des Verlags wiedergegeben werden.